

Ein Rucksack, eine Karte, ein Kompass – viel mehr braucht es nicht für ein Draußen-Erlebnis vor der Haustür



Neue Heimat

Ein Dorf in der Nähe des Bodensees ist Ausgangspunkt für eine mehrtägige Wanderung. Direkt nach Norden, querfeldein durch Wälder, Wiesen und Felder. Das einzige Ziel: Entdecke das Unbekannte im Bekannten

WANDERN

Mit jedem Schritt Dinge entdecken, die man auf einer Wanderung bisher nie gesehen hat: Wer querfeldein wandert, lernt seine Umgebung völlig neu kennen

E



Auf jede Wanderung sollte ein Gegenstand mit, den man besonders liebt. Hier ist es ein handgefertigtes Messer mit Walnusssgriff, bestes Werkzeug für die Mittagspause

ine Kuh glotzt mich an. Verdutzt steht sie vor mir, gedrungener Körper, kurze Hörner, zotteliges Fell. Ich stehe in einem kleinen Tal, ein Bach schlängelt sich durch Viehweiden, daneben wehen Roggenähren im Morgenwind. Ich bin genauso verwundert wie das braune Tier. Warum war ich noch nie in diesem Tal, das nur drei Kilometer nördlich von meinem Zuhause liegt? Kenne ich meine Heimat so wenig?

»Schön hast du es hier«, sage ich zu der Zottelkuh, die mich immer noch anglotzt. »Hier hätte ich früher herkommen sollen.« Die Kuh scheint sich nicht für meine Heimatgefühle zu interessieren, sie blinzelt, steckt sich die Zunge in ein Nasenloch und trottet davon.

Ein paar Stunden zuvor, fünf Uhr morgens: Ich stopfe in meinem Zimmer Schlafsack und Proviant in den Rucksack, schwinde ihn auf den Rücken und trete durch die Haustür hinaus in die Morgenluft. Heute ist der Start einer besonderen Unternehmung: Eine Woche lang möchte ich Richtung Norden wandern, nur mit Karte und Kompass. Nicht auf Feldwegen, Straßen oder Pfaden, sondern auf direktem Weg, querfeldein. Start: mein Zuhause. Ziel: irgendwo nördlich von hier. Meine Mission: der Kompassnadel folgen und meine Heimat neu kennenlernen. Ansonsten: kein Plan.

Mein Zuhause, das ist ein kleines Dorf mit 380 Einwohnern, einen halben Tagesmarsch nordwestlich des Bodensees, eingebettet zwischen Streuobstwiesen und Kornfeldern. Hier verbrachte ich meine Kindheit und Jugend. Nach dem Abitur war der Hunger nach Leben groß, ich wollte die Welt sehen, frei sein, etwas erleben. Mit Rucksack und Zelt marschierte ich rund tausend Kilometer durch Kanada, mehrere Hundert Kilometer durch Norwegen und Neuseeland. Damals wanderte ich nicht aus Liebe zum Gehen, sondern aus Pragmatismus: Ich war jung, hatte wenig Geld, also reiste ich zu Fuß und per Anhalter, flog so wenig wie möglich. Diese Art, unterwegs zu sein, war günstig und spontan. Nach meinem Studium kehrte ich heim und fragte mich: Kann ich auch zu Hause frei sein und Abenteuer erleben?

Die kühle Morgenluft lässt mich frösteln, ich ziehe meine Jacke zu, schließe die Haustür hinter mir und wandere los. Auf den Schultern ein leichter Rucksack, 45 Liter, darin nur das Nötigste: Schlafsack, Isomatte, Kochsachen, Zahnbürste und Proviant für ein paar Tage. Auf Waschzeug und Ersatzkleidung verzichte ich – im Wald riecht mich niemand. Acht Kilo wiegt das Gepäck mit zwei Wasserflaschen, die ich unterwegs in Flüssen, Bächen und Dorfbrunnen auffülle. Den Kompass trage ich in der Hand, die topografische Landkarte verstaue ich griffbereit in der Hosentasche. Das Zelt lasse ich zu Hause; Schlafen unter freiem Himmel bedeutet weniger Gewicht und mehr Freiheit: Ich brauche nur Isomatte, Schlafsack und ein flaches Stück Erde. Mein Nachtlager baue ich im Handumdrehen auf und bin ebenso schnell wieder verschwunden.

Schon nach wenigen Stunden Querfeldeinwandern verändert sich mein Blick für die Landschaft: Ich sehe keine Wälder, Wiesen und Felder mehr, sondern Freiflächen und Hindernisse. Alles um

mich herum teile ich ein in Freund und Feind, in wanderbar und nicht wanderbar. Freunde sind Buchenwälder: lichter Baumbestand, kaum Unterholz, keine Nadeln, die piksen und ein dichtes Blätterdach, das vor der Sonne schützt. Auch Tierpfade, die sich als kaum sichtbare Bänder durchs Unterholz schlängeln und auf denen ich zügig vorankomme, werden meine Freunde. Brombeerbüsche, die auf dem

Waldboden kriechend Fallschlingen stellen, werden dagegen ebenso meine Feinde wie Gnitzen, kleine Stechmücken, die mir an windstillen Stellen auflauern. Kornfelder und hohe Wiesen sind Freund und Feind zugleich: einfach zu durchqueren, allerdings nur, wenn Reifenspuren oder Trampelpfade hindurchführen. Als Landkind weiß ich: Kein Bauer mag es, wenn man quer durch seine Felder stiefelt und die Vegetation zertrampelt.

Mit jedem Schritt durch meine Heimat entdecke ich Dinge, die ich beim Wandern bisher nie gesehen habe: In einem verwilderten Waldstück stoße ich auf eine Hütte mit weißen Gardinen und Vorhängeschlossern an der Tür. Wer hier wohl wohnt? An der Tür steht ein Schild »Betreten verboten. Lebensgefahr«. Ich traue mich nicht zu klopfen, wandere weiter, finde den Kadaver eines weißen Huhns mit abgerissenem Kopf im Gebüsch, stolpere über Tierschädel mit stumpfen Raubtierzähnen und frage mich, was eigentlich mit all den Tieren, die in der Natur verenden, geschieht. Auf einer Jagd hat mir mein Bruder einmal erzählt, dass nicht nur Füchse und Marder Aas fressen, sondern vor allem Wildschweine unsere Wälder aufräumen. Eine Rotte kann in wenigen Stunden ein Reh verspeisen. Vermutlich wird das tote Huhn heute Nacht im Magen einer Wildsau verschwinden.

Am Abend des ersten Tages erreiche ich das Donautal. Die Sonne steht tief, als ich auf einem Felsvorsprung stehe und ins Tal blicke. Unter mir schlängelt sich der Fluss zwischen 200 Meter hohen Kalksteinwänden und Auwiesen hindurch. Der perfekte Spot fürs erste Nachtlager. Ich setze mich auf den Felsvorsprung und koche Abendessen. Kulinarisch sind meine Wanderungen eintönig: Morgens und mittags esse ich Tortilla mit Salami, abends Nudeln, über die ich Tütensuppe streue. Schmeckt langweilig, ist aber kostengünstig. Das Beimischen von Tütensuppe hat zudem zwei Vorteile: Wohlklingende Namen wie »Tomatensuppe à la Toskana« oder »Pilzsuppe wie zu Großmutterns Zeiten« klingen nach Urlaub, und statt das Nudelwasser wegzuschütten, lasse ich es im Topf und verwende es für die Soße. Nach dem Essen krieche ich in meinen Schlafsack und lege mich unter eine Kiefer auf den Felsvorsprung. Ich höre in der Ferne einen Kauz rufen, vom Tal weht ein warmer Wind zu mir hinauf. Nacht.

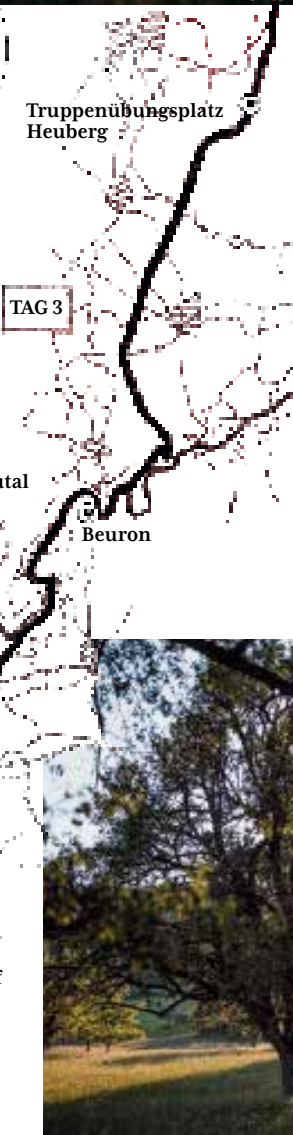
In der Morgendämmerung aufstehen, drei Stunden marschieren, dann erst frühstücken und weiterwandern bis zur Mittagszeit – am zweiten Tag finde ich meinen Wanderrhythmus. Wird die Sonne zu heiß, lege ich mich unter einen Baum und

Dankbar für einen Waldweg, der Richtung Norden abseits von Wegen braucht viel Zeit. Teilweise ist im Dickicht nur ein Kilometer pro Stunde zu schaffen

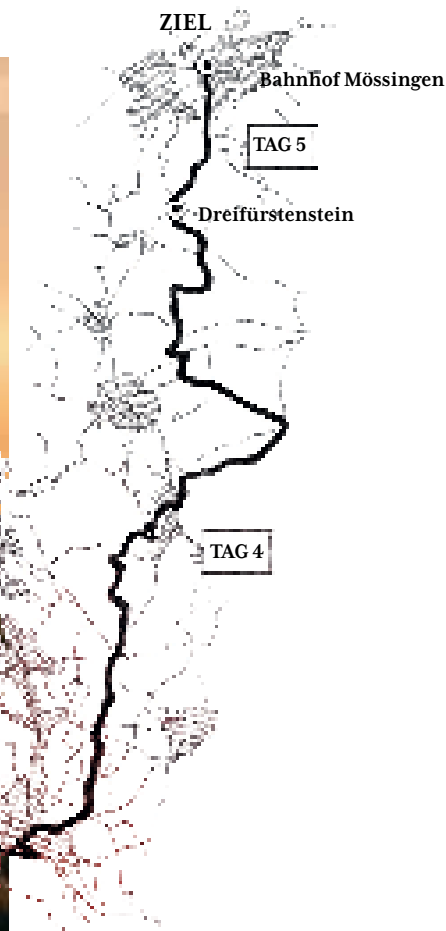




1



START Homberg



TAG 4

ZIEL Bahnhof Mössingen

TAG 5

Dreifürstenstein

KOMPASS UND SALAMI

Viel Planung braucht eine Querfeldeinwanderung in Deutschland nicht. Nur ein bisschen ...

Die Vorbereitung

Wichtig sind topografische Landkarten, am besten im Maßstab 1 : 25 000 oder 1 : 35 000. Häufig bieten die Landesvermessungsämter günstige und detaillierte Landkarten eines gesamten Bundeslands an. Ansonsten: fit sein. Querfeldeinwandern ist deutlich anstrengender als eine Tour auf markierten Wegen. Auch sollte man wissen, wie man mit Karte und Kompass umgeht.

Die Ausrüstung

Wanderhose (lang, sonst wird es im Unterholz mit Brennnesseln ungemütlich), Wanderstiefel (so hoch, dass die Hose darüber reicht, sonst rieseln im Dickicht Laub, Steine und Stöckchen in die Schuhe), Rucksack (45 Liter), Schlafsack, Biwaksack, Isomatte, Regenjacke, eventuell Wechselkleidung, Zahnbürste und Zahnpasta, Landkarten (siehe oben) und Kompass, Messer, Proviant. Teuer: Trekkingnahrung. Günstig: Nudeln, Tütensuppe, Tortilla, Erdnussbutter und Salami. Ideal: alles, was mehr als 400 Kalorien pro 100 Gramm hat.

Die Route

Startpunkt: das eigene Zuhause in der Nähe vom Bodensee. Von dort immer Richtung Norden bis zur Donau und dem Fluss folgend durchs Finstertal auf die Schwäbische Alb. Hier versperren hohe Felswände den direkten Weg Richtung Norden, im Zickzackkurs geht's weiter bis zum Dreifürstenstein, dann hinab nach Mössingen. Insgesamt: 80 Kilometer.



2



3



4



5

1. Kornfelder durchqueren ist tabu, auch wenn ein Reh dahinter wartet. Kein Bauer mag es, wenn seine Saat zertrampelt wird

2. Ein 45-Liter-Rucksack, darin nur das Nötigste: Schlafsack, Isomatte, Zahnbürste, Nahrungsmittel für ein paar Tage. Alles zusammen wiegt rund acht Kilo

3. Ausgangspunkt der Wanderung: ein kleines Dorf in der Nähe des Bodensees, eingebettet zwischen Kornfeldern und Streuobstwiesen

4. Am zweiten Tag versperrt die Donau den Weg nach Norden. Kleidung und Schuhe in den wasserdichten Rucksack und ab ins kalte Nass. Bei einer Flussdurchquerung hilft ein Wanderstock oder Ast, damit balanciert es sich leichter

5. Stiefel schnüren und los. Schuhe aus Leder passen sich dem Fuß besonders gut an. Sport-Tape an den Fersen hilft gegen Blasen. Und nicht vergessen: ein zweites Paar Socken mitnehmen

Mein Dorf ist zum Ausgangspunkt einer Wanderung geworden, die mir das Gefühl von Freiheit schenkt

gehe nach einer langen Pause weiter, bis es dunkel wird. Ich erlebe die Umgebung, die ich seit meiner Kindheit kenne, völlig neu. Anders als bei Ausflügen mit der Familie bin ich allein, niemand lenkt mich ab, ich konzentriere mich nur auf mich und meine Umgebung. Zum ersten Mal wandere ich in dieser Gegend nur in eine Richtung, geradeaus, ohne Rückweg. Es gibt keinen Ort, an den ich zurückkehren muss auf dieser Tour, jeden Wegabschnitt, jede Etappe sehe ich nur einmal. Ich folge keinem Weg, sondern lasse mich treiben. Keine Wegweiser, die mir sagen, wo ich hinsoll, keine Pfade, die mich limitieren. Ich fühle mich frei und unabhängig, werde immer neugieriger und möchte wissen: Was erwartet mich hinter dem nächsten Hügel, der nächsten Waldlichtung?

Will ich weiter nach Norden, muss ich die Donau durchqueren. An einer seichten Stelle packe ich meine Kleider und Schuhe in den wasserdichten Rucksack, setze einen Fuß in den kalten Fluss, dann den zweiten, tauche meinen Kopf unter und spüre das Wasser über meinen Körper fließen. Mit einem dicken Ast in der linken Hand wate ich durch das Wasser, schiebe vorsichtig einen Fuß vor den anderen und balanciere über die Steine im Flussbett. Die Strömung ist schwach, in wenigen Minuten bin ich am anderen Ufer, steige die Böschung hinauf und lege mich auf eine Wiese in die Sonne. Als ich trocken bin, marschiere ich weiter.

Nördlich der Donau führt mich das Finstertal auf die Schwäbische Alb, ein rund 200 Kilometer langes und 40 Kilometer breites Mittelgebirge. Auf einer Hochebene treffe ich einen Landwirt, der neben seinem Traktor steht und Steine vom Feld sammelt. Ich grüße. »Wo gähed Sie no hin?«, fragt mich der alte Schwabe. »Nach Norden«, antworte ich. »Norden?«, fragt er verwundert und schaut zum Waldrand, der nördlich von uns liegt. »Und was mached Sie dord?« – »Meine Heimat kennenlernen«, antworte ich und erzähle von meiner Wanderung. Der Mann lächelt. Er selbst habe nie Zeit gehabt zum Wandern, bedauert er. Jeden Tag mussten die Kühe gemolken und der Hof versorgt werden. Bereits mit seinem Großvater und Vater sammelte er Steine vom Feld, übernahm den Hof und heiratete eine Magd aus dem Nachbardorf. »Wär ich no mol so jung wie Sie«, sagt er, »würd i midkommen.« Zum Abschied warnt er mich vor dem Bodenfrost, der frühmorgens die Felder der Alb mit Tau bedeckt.

»Militärischer Bereich. Unbefugtes Betreten während der Übungszeiten verboten. Schießbetrieb.« Ich stehe mitten auf einer Wiese vor einem Schild. Ein Blick auf meine Landkarte verrät: Ich bin am Rand eines Truppenübungsplatzes, der genau in meiner Nord-Süd-Achse liegt. Das Gebiet ist riesig, will ich keinen halben Tagesmarsch Umweg in Kauf nehmen, muss ich quer hindurch. Mir wird mulmig. Woher weiß ich, ob die Soldaten gerade schießen? Ich bleibe stehen und lausche nach dem Knallen von Gewehrschüssen. Es bleibt still, nichts außer dem Zwitschern einer Feldlerche und das Rauschen einer weit entfernten Straße stört die Nachmittagsruhe. Haben die Soldaten Feierabend? Ich bin zu

müde für einen Umweg und beschließe, den Truppenübungsplatz zu kreuzen. Kurz vor Sonnenuntergang erreiche ich eine Bodensenke, in der eine Schafherde weidet, und entscheide mich, auf einem Bunker neben einem rostigen Panzer zu übernachten.

Nachts reißt mich das Knacken dürrer Äste aus dem Schlaf. Es ist kalt geworden, der Morgentau hat meinen Schlafsack durchnässt, wie ein feuchter Lappen hängt er auf meiner Haut. Der Wind drückt durch die Daunen, die Kälte kriecht über Beine und Arme in meinen Körper. Mich schaudert es. Der alte Bauer hatte recht – der Bodenfrost auf der Schwäbischen Alb ist verdammt kalt. Wieder knackt es im Unterholz. Ich hebe den Kopf und starre in die Dunkelheit. In dem Wäldchen, das an den Bunker grenzt, sehe ich Schatten. Soldaten auf Nachtübung? Ich erkenne nur schemenhafte Silhouetten, zu dunkel ist es zwischen den Bäumen. Die Gestalten bewegen sich auf mich zu. Ich halte die Luft an, versuche mich nicht zu bewegen, nur den Kopf schiebe ich über den Rand der Betonplatte. Im fahlen Mondlicht erkenne ich eine Wildschweinrotte, die sich ihren Weg am Bunker vorbei ins hohe Gras bahnt. Die Rüssel tief am Boden wühlen sie sich durch die Wiese, auf der Suche nach Fressbarem. Für mich interessieren sie sich nicht. Erleichtert amte ich auf. Die restliche Nacht verbringe ich frierend im Schlafsack mit der grunzenden Wildschweinrotte nebenan.

Morgens kehrt Wärme zurück auf den Bunker, die Wildschweine verschwinden. Ich hänge meinen Schlafsack zum Trocknen auf, sehe dem kleinen Tal beim Aufwachen zu und sinniere darüber, wie sich gerade meine Einstellung zu meiner Heimat verändert. Bisher bedeutete Heimat für mich meine Familie, ein Gefühl der Geborgenheit und das kleine Dorf am Bodensee. Lange fehlte mir an diesem Ort etwas Elementares: die Möglichkeit, auch hier, wo für die meisten Bewohner die Welt dort endet, wo der Gartenzaun aufhört, etwas erleben zu können. Das kleine Abenteuer, auch im Bekannten das Unbekannte zu entdecken. Mein Dorf ist zum Ausgangspunkt einer Wanderung geworden, die mir das Gefühl von Freiheit schenkt. Mein Zuhause wird plötzlich interessant, abwechslungsreich und kurios. Schuhe an, Rucksack auf, draußen schlafen. Mehr musste es gar nicht sein.

Achtzig Kilometer und fünf Tage später erreiche ich den Dreifürstenstein, einen 860 Meter hohen Felsvorsprung an der Nordwestseite der Schwäbischen Alb. Im Osten geht gerade die Sonne auf, rot-gelb-orange, am Horizont tanzen die Farben. Ich stehe auf dem Bergvorsprung am Waldrand, der Boden ist weich, unter meinen schweren Stiefeln raschelt das Laub vom Vorjahr. Ich blicke nach Süden, zu den Tälern und Hügeln, über die ich in den vergangenen Tagen gewandert bin. Irgendwo dort hinten liegt mein Dorf, da will ich wieder hin und dann weiterwandern. Nach Westen, Osten oder Süden. Es gibt noch viel zu entdecken, auf der anderen Seite des Gartenzauns. Ich genieße ein letztes Mal die Aussicht, atme tief ein, aus, und während die tanzenden Farben am Horizont allmählich dem Licht des Tages weichen, wandere ich weiter durch meine neue, alte Heimat. <



Ein warmer Schlafsack und eine Isomatte sind unentbehrlich, denn Nächte unterm freien Himmel sind deutlich kälter und feuchter als im Zelt



Biwakieren ist Freiheit pur. Keine Zeltplane trennt einen von der Außenwelt. Unter einem: die warme Erde. Über einem: das Universum